

*Ein Roman*

Der  
**Flugzeugstreifen**  
in meinem  
**Popo**

Eine berührende Geschichte über den Mut, feinfühlig zu  
bleiben - in einer Welt, die das Fühlen verlernt hat.

Lea M. Girrbach

**LESEPROBE**



# DER FLUGZEUGSTREIFEN IN MEINEM POPO

---

Lea M. Girrbach

-Leseprobe-

Ein Vorgeschmack auf das kommende Buch

*Rechtlicher Hinweis: November 2025*

*Dieses Dokument ist eine unverkäufliche Leseprobe des noch  
unveröffentlichten Werkes*

*„Der Flugzeugstreifen in meinem Popo“ von Lea M. Girrbach. Es  
handelt sich nicht um ein im Buchhandel erhältliches Produkt.  
Alle Inhalte sind urheberrechtlich geschützt; eine Weitergabe  
oder Veröffentlichung ist ohne schriftliche Zustimmung der  
Rechteinhaberin unzulässig.*

© 2025 Lea M. Girrbach/Lichtsamen Verlag - alle Rechte vorbehalten  
Gernsbacher Steige 11, D-75337 Enzklösterle [www.lichtsamen-shop.de](http://www.lichtsamen-shop.de)

Titel: „Der Flugzeugstreifen in meinem Popo“ – urheberrechtlich geschützt;  
Titelschutz gemäß § 5 Abs. 3 MarkenG beansprucht.

Cover und Umschlagsgestaltung: Lea M. Girrbach

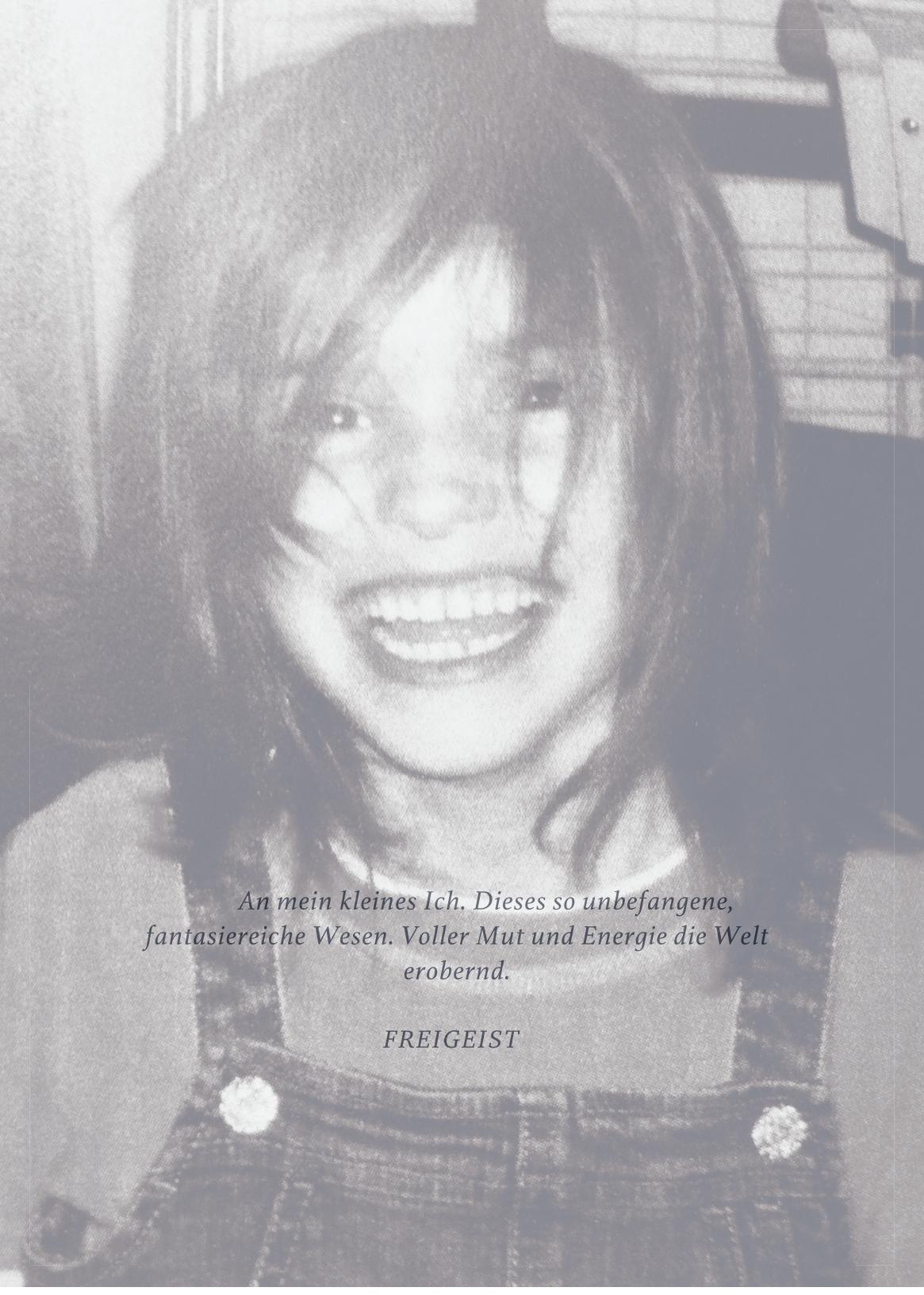
Satz und Layout: Lea M. Girrbach

Text und Illustrationen: Lea M. Girrbach

Alle Rechte vorbehalten.

Die Vervielfältigung, Weitergabe oder Veröffentlichung, auch in Teilen,  
ist ohne schriftliche Zustimmung der Rechteinhaberin untersagt.

Printed in Germany



*An mein kleines Ich. Dieses so unbefangene,  
fantasiereiche Wesen. Voller Mut und Energie die Welt  
erobernd.*

**FREIGEIST**

# INHALTSVERZEICHNIS:

---

Das etwas andere Vorwort der Autorin  
Prolog

HENRI IST 6 JAHRE ALT:

Ein Zuhause  
Das Verandahaus  
Nebel im Wohnzimmer  
Wilma

HENRI IST 8 JAHRE ALT:

Die Schönheit des Geduldigen  
Der Flugzeugstreifen in meinem Popo  
Marmelade & Pfannkuchen  
Spaziergang mit Engeln

HENRI IST 10 JAHRE ALT:

Die Sache mit der Liebe  
Ein neues Leben  
Der kleine Mut vom Groß sein  
Freiheitsgeflüster  
Leuchtkäfer  
Ungewöhnlich Denken führt zum Glück

## HENRI IST 12 JAHRE ALT:

Das große Glück vom Viel sein  
Das Schicksal der vielbegabten Kinder  
Die wahre Essenz  
Ich fühle so viel  
Die Sache mit den Außerirdischen  
Ein Freund fürs Leben  
Lebensströme  
Die kleine Regulation  
Vom schönen Leben im eigenen Körper  
Das kleine Verlorensein  
Ein leises Aufatmen

## HENRI IST 18 JAHRE ALT:

Ein neuer Anfang  
Frühling  
Epilog  
Das kleine Nachwort  
Über die Autorin  
Weitere Buchempfehlungen

*Für Henri*

# PROLOG

---

Damals - als Henri noch der kleine Junge war, mit den zu großen, stets geflickten Latzhosen, ahnte niemand, dass in ihm ein ganzer Kosmos wohnte.

Sie sahen nur ein stilles Kind, das die Welt mit wachen Augen betrachtete - als lausche es etwas, das andere nicht hören konnten.

Niemand bemerkte, wie viel er fühlte, wenn andere längst weitergegangen waren.

Oder wie oft er Dinge wahrnahm, die für das menschliche Auge unsichtbar schienen - die feinen, leisen Verbindungen zwischen allem.

Henri war ein Kind des Wandels.

Ein Kind der Gegensätze.

Mit einem Empfinden so tief, und einem Herzen so groß, dass selbst das Kleinste in ihm Spuren hinterließ.

Er spürte, wo andere dachten - und liebte, wo andere urteilten.

Die Leute im Ort machten sich ihre eigenen Gedanken über den Jungen mit den meist schuhlosen Füßen. Vielleicht spürten sie, dass etwas Ungewöhnliches an ihm war – etwas, das sich nicht erklären ließ, aber jeder fühlte, der ihm begegnete.

Nur ein Ort schien zu wissen, wer Henri wirklich war – das kleine Haus am Rande des Dorfes, wo die Zeit manchmal anders verging, und selbst die Stille freundlich klang.

Dort – zwischen den alten, knarzenden Dielen und dem Geruch von Heimat – begann seine Geschichte.

Leise.

Unscheinbar.

Und doch groß genug, um ein ganzes Leben zu verändern.

Das ist die Geschichte von Henri.

Und von Oma Hellen.

Von einem Jungen, der lernte, sich selbst zu halten.

Und einer Frau, die wusste, dass Liebe die sanfteste Form von Mut ist.

*HENRI IST 6 JAHRE ALT*

# EIN ZUHAUSE

---

Im Holunderweg 72 stand ein kleines, himmelblaues Häuschen. Unauffällig wie es war, fügte es sich ohne viel Aufregung in die monotone Gleichförmigkeit der Reihenhaussiedlung ein. Kleine Vorgärten lagen ordentlich gepflegt nebeneinander in der schmalen Straße. Auf den ersten Blick schien alles in bester Ordnung zu sein und was sich hinter den geblümten Vorhängen verbarg, nicht von sonderlich großer Relevanz.

Es war Samstagnachmittag.

Henri saß auf der kleinen Mauer vor dem Haus, den in die Jahre gekommenen Holzzaun im Rücken und streichelte gedankenverloren über Momos weiches Fell. Der kleine, schwarze Nachbarskater wand sich unter seinen feinen Bewegungen und tat laut schnurrend seiner Zufriedenheit kund.

Bald wäre der Vater nach Hause gekommen. Wie jeden Abend. Seit Henri denken konnte.

Ein Heimkommen, welches die Leichtigkeit mitbrachte, die im himmelblauen Häuschen manches mal zu fehlen schien. Ein kleines Licht im kühlen Grau.

Bald schon wäre er die Straße entlang gekommen, mit einem kleinen Lächeln im Gesicht. Bald.

Hätte er es sich nicht an einem kühlen Tag im Mai

anders überlegt. Ein früherer Mai - der Letzte um genau zu sein. Kurz nach Henris 5. Geburtstag. Er erinnerte sich noch daran, als wäre es Vorgestern gewesen.

Sie hatten wieder mal lautstumm gestritten, in der Hoffnung, Henri würde sie oben in seinem Zimmer, in seine Decke gewickelt, nicht hören. Doch wenn man feine Ohren besaß, konnte man manchmal selbst Dinge hören, die ohne Ton klangen.

Das leise Klacken der ins Schloss fallenden Tür an jenem Abend. Henri hatte sie im Flur leise flüstern gehört und war auf Zehenspitzen im Dunkeln zur Zimmertür getapst. Das Ohr ganz nah an die Tür gepresst, hatte er versucht, das Geschehen zu verstehen, doch sie sprachen nicht mehr. Vielleicht, weil die Worte schon viel früher verloren gegangen waren.

Henri war zum Fenster geschlichen, hatte die Gardine einen kleinen Spalt breit geöffnet und auf den Vorgarten hinuntergeschaut. Die Schuhe seines Vaters hatten auf dem kleinen Kiesweg vor dem Haus leise gescharrt und sein breiter Körper lange Schatten auf den Rasen geworfen. Das Gartentor hinter sich schließend, hatte er kurz inne gehalten. Er hatte den Blick gehoben und zu Henris Fenster hinauf geschaut, doch Henris Gegenwart blieb ihm hinter den Gardinen verborgen.

Dann hatte er sich umgedreht, den Mantel glatt gestrichen und war die kleine, mit Birken gesäumte Straße entlanggegangen. Bis nur noch die Schwärze der Nacht übrig geblieben war und das einzige Geräusch in der nächtlichen Stille ein kleiner Kauzenruf war, der durch die Straße hallte.

Dann war er weg gewesen.

Einfach so - Als wäre Zeit und Raum nicht von Bedeutung.

Kurz darauf war unten in der Küche etwas zu Bruch gegangen und Henri hatte seine Mutter kaum hörbar fluchen gehört.

Eine kleine Stille hatte sich um Henris Herz gelegt, wie ein Schleier um die Nacht.

Er war leise zurück ins Bett geschlüpft und hatte zu den kleinen, schwach leuchtenden Klebesternen an der Zimmerdecke geschaut. Der Schlafanzugstoff hatte sich rau und präsent auf seiner Haut angefühlt, als wollte er ihm sagen, dass er in der falschen Kleidung steckte. Unruhig hatte er in den Schlaf gefunden, doch die Stille war geblieben. Denn manchmal sind es die stillsten Dinge, die am längsten bleiben.

Die Erinnerung hing für einen Moment fast greifbar in der Luft, als Momos kleiner Körper sich auf Henris Schoß regte und ihn zurück auf die kleine Steinmauer vor dem Haus holte. Die spitzen Krallen bohrten sich durch seinen Hosenstoff und piksten ihn in die dünne Haut seiner Oberschenkel. Die Erinnerung nur ein blasser Schimmer, als wäre sie nur kurz vorbei gekommen, um mit dem nächsten Windhauch hinfert geblasen zu werden. Momo schnurrte, als wüsste er nichts von all dem, was gewesen war. Als wäre das Leben einfach nur jetzt. Ohne ein Gestern. Oder ein Morgen.

Die Nachmittagssonne fiel in zarten Streifen durch die Äste der Bäume, die entlang der Gärten die Straße säumten und malte ein flimmerndes Muster auf die Wiese. Direkt vor dem himmelblauen Haus stand eine etwas krumm gewachsene Birke. Sie war zwar zur selben Zeit gepflanzt worden, wie alle anderen in der Straße, doch hatte sie im Laufe der Zeit wohl eine Phase der Orientierungslosigkeit durchlebt. Ihr schmaler Stamm bog sich mittig in einem leichten Bogen nach unten, so als hätte sie zwischenzeitlich den Mut verloren, sich weiter der Sonne zuzuwenden. Nun stand sie da, den kleinen Knick in der Optik mit Würde tragend, und wand sich im kleinen Bogen wieder hinauf in den Himmel. Sie war zwar ein gutes Stück kleiner geblieben als die umliegenden Bäume, doch liebte Henri die kleine Birke vor dem Haus mehr als jede andere.

Vielleicht, weil sie ihm - wenn er ganz genau hinhörte - ihre Geschichte durch die Blätter zuflüsterte. Eine Geschichte über das Licht und die Schatten, die es werfen kann. Dass man selbst mit einem Knick im Stamm zur Sonne wachsen konnte. Und es nicht von so großer Bedeutung war, wie genau das aussah.

Ja. Manchmal begannen die schönsten Geschichten nicht mit dem perfekten Zuhause, sondern mit den kleinen, umperfekten Umständen, die doch alles zu dem machten, was es sein soll.

Die kleine Birke raschelte leise im Wind, ihre schiefen Zweige bewegten sich sachte und das Licht spielte damit, als wüsste es nicht genau, ob es bleiben oder gehen wollte.

Momo hatte sich zusammengerollt und schlief warm und schwer auf Henris Schoß. Henri hob den Blick zum Himmel, wo das Blau heller wurde, je länger man hinsah.

Dort war nichts Besonderes - nur das Licht, der Wind und die Ahnung, dass irgendwo da draußen etwas auf ihn wartete, von dem er jetzt noch nichts Genaues wusste.

Er dachte an Oma Hellen. Die immer zu einer Antwort auf alle Fragen zu haben schien. Selbst die, die niemand auszusprechen wagte. Wie gerne wäre er jetzt einfach aufgestanden, den warmen Katerkörper fest an sich gedrückt, und zum Ende des kleinen Örtchens gelaufen, im Wissen, was dort auf ihn wartete. Doch für heute war es ihm verboten, noch weg zu gehen. Die Stimme seiner Mutter hallte in seinem Kopf wider.

Doch bald. Bald schon würde er wieder gehen können. An jenen Ort, der irgendwie wusste, wie man diese Stille hielt, die in ihm wohnte.

# DAS VERANDAHAUß

---

Das Verandahaus lag am Rande des kleinen Dorfes, am Fuße eines kleinen Hügels, schön versteckt zwischen großen Bäumen, umgeben von weiten Feldern und Natur. Es gehörte zwar noch zur Gemeinde, doch lag es abgelegen, wie etwas nicht ganz Dazugehörendes und doch nicht ausgeschlossen. Jeder aus dem kleinen Örtchen kannte das ungewöhnliche Haus, mit dem großen Garten, der vor Farben überzulaufen schien - einem Gemälde gleichend, welches die Leute zum Staunen brachte, wenn sie am Zaun entlang kamen. Alles schien einem Gesang zu folgen - einem, der auf eine Weise berührte, als sähe man sich selbst im Inneren des Gartens wieder.

Inmitten der gedeihenden Blütenpracht, streckte sich eine alte, riesengroße Eiche in den Himmel und breitete ihre großen Arme wie ein Schutzdach über dem Garten aus. Der schmale, organisch angelegte Kiesweg schlängelte sich fast unscheinbar an Beeten, Wildblumenplätzen, Wiesenflächen und blühenden Pflanzen vorbei, bis hin zur hölzernen Verandatreppe, die schon bei Wind zu knarzen begann - ganz gleich, ob sie jemand betrat oder nicht.

Es war kein gewöhnlicher Garten. Das merkte man schnell. Denn ihn schien etwas Magisches zu umgeben. Als flöchte sich eine feine Energie um den Zaun und jeder, der

den Garten betrat, wurde von dieser Energie empfangen und willkommen geheißen. Einer wohligen, einer schrägen, aber liebevollen Energie.

Doch vielleicht war es auch nicht der Garten alleine, dem diese Energie entsprang. Denn dieser Garten, der das Verandahaus umschmiegte, gehörte niemand anderem als Henris Oma, Hellen. Ein besonderer Mensch in Henris Leben. Wie ein kleiner Anker, der alles immer gut werden ließ, egal wie schlecht es aussah.

-

Immer, wenn die Zeit es zuließ, verließ Henri das himmelblaue Haus im Holunderweg, schlenderte an den gepflegten Gärten entlang und summte ein kleines, im Takt seiner Schritte klingendes Liedchen. Es war wie eine stille Freude, die ihn besuchte, jedes Mal, wenn er an Oma Hellen und das Verandahaus dachte. Wie eine zweite Heimat, die ihn zu sich rief.

Zum Verandahaus konnte er immer gehen, das wusste er. Denn bei Oma Hellen war immer Platz für ihn. Ganz egal, wie viel er sein wollte.

An diesem Sonntag Vormittag hingen die grauen Wolken tief im Himmel, der Wind spielte mit den Blättern der Büsche und es sah aus, als würden sie ihm zuwinken. Momo schlich ihm um die Beine und folgte ihm auf leisen Sohlen, die letzten Häuser hinter sich lassend. Als das im Nebel liegende Verandahaus in Sicht kam, hellten sich Henris Gesichtszüge auf und seine Schultern wurden leichter. Er beschleunigte seine Schritte und eilte leichfüßig dem summenden Garten entgegen. Das hölzerne Gartentor

knarzte beim hineingehen und eine kleine, angelaufene Glocke läutete in einem sanften, angenehmen Klang.

Der Garten lag still und abwartend da und der Nebel hing wie eine geheimnisvolle Schicht zwischen den Pflanzen. Die Tagesenergie war diesig und trüb, doch das Verandahaus lag dennoch wie milde durchscheinend, eingebettet in einer friedvollen Atmosphäre. Zuhause im Holunderweg war ihm das Tagesgrau erdrückend erschienen, doch hier, am Rande des kleinen Ortes hatte die Stimmung etwas von geheimnisvollen Tagen, die zum Einmummeln einluden und keine Schwere trugen.

„Oma?!” rief Henri, während er den kleinen Kiesweg zur Veranda entlang lief. „Bist du da? Ich bin’s, Henri.“

Momo huschte an Henri vorbei, die alten Stufen der Verandatreppe hinauftapsend. Einen kleinen Augenblick später, schob sich die Verandatür auf und Oma Hellen trat in einem rosa gestreiften Bademantel, die nackten Füße in Pantoffeln gesteckt, ins Freie. In der linken Hand hielt sie einen schmutzigen Holzkochlöffel. Henri musste grinsen, als er sie so sah. Das war sie, seine Oma Hellen. Ihre mittellangen, silbergrauen Haare hatte sie mit einer großen Klammer zu einem unordentlichen Knäuel hochgesteckt und unter ihrem Bademantel lugte bereits ihr Nachthemd hervor, obwohl es erst Nachmittag war. Doch was sagte das schon aus. Es war ja Sonntag. Da galten andere Regeln, sagte Oma Hellen.

Die Arme weit geöffnet, stand sie in der Tür und empfang ihren kleinen Lieblingsenkel in aller Herzlichkeit,

wie sie es nur konnte. Henri kam, die letzten Stufen nehmend auf sie zu und lies sich freudestrahlend in ihre Arme sinken. Innig hielten sie sich gedrückt, die Arme um einander gelegt, bis Henri den Kopf aus der Umarmung hob, einen rauchig, verbrannten Geruch in der Nase spürend. Oma Hellen riss die Augen auf und lies fast den Kochlöffel fallen, in dem Versuch, eine schnelle Kehrtwende zu machen. „Oje... der Kuchen!“ Eiligen Schrittes flog sie förmlich durch den Flur ins Hausinnere und Henri stolperte ihr, unsicher, ob lachend oder besorgt, hinterher. Der Kuchen schaute ihnen traurig und verbrannt aus dem Ofenfenster entgegen und Oma Hellen seufzte tief. Die ganze Küche stand voller Qualm, doch Oma Hellen glückste, als wäre es überhaupt nichts Schlimmes, wenn einem der Kuchen abbrannte. Während Oma Hellen lachend durchs Haus eilte, und ein Fenster nach dem anderen aufriss, spürte Henri, wie etwas in ihm ruhig wurde. Als könnte man sogar über verbrannten Kuchen lachen, ohne dass etwas schlimmes passierte.

Zum Glück hatte Oma Hellen keine Feuermelder im Haus, sonst wären sie heute nicht zuletzt an einem tragischen Trommelfellbruchtod gestorben.

„Egal“, sagte Oma Hellen später, als der Rauch verflogen und der Kuchen halbwegs abgekühlt war. Vornüber gebeugt standen sie über dem schwarzen Klumpen, der nun einen angenehm süßlich, verkohlten Geruch im Haus verteilte.

„Wir schneiden einfach das Schwarze drum herum weg und essen nur den Schokokern. Der war sowieso das Beste am ganzen Kuchen“, sagte sie zufrieden und Henri stand lächelnd daneben.

Manchmal musste man die Dinge einfach so nehmen, wie sie waren.

Zusammen setzten sie sich ins Wohnzimmer auf das weiche Kordsofa und ließen sich das Herzstück des Kuchens schmecken und es fühlte sich so an, als wäre es die ganze Zeit so geplant gewesen. Die braunen Schokofinger abschleckend, sah Henri zu seiner Oma und zog den Mund zu einem breiten Lächeln. Zur Krönung des verbrannten Tages, schob sich an diesem Spätnachmittag allen Vorhersagen zum Trotz, die Sonne durch die nebelverhangenen Bäume und hinterließ ein stilles Gefühl von Glück im Haus - eines, das blieb, auch als der Tag schon längst vorbei war.

# NEBEL IM WOHNZIMMER

---

Henri stand vor dem schmalen Spiegel der hölzernen Kleiderschranktür in seinem Zimmer. Sein Blick wanderte von seinen wirr abstehenden, noch nicht gebürsteten Haaren, über die braunen, tief blickenden Augen zu seinen von Sommersprossen gesprankelten Wangen hinunter. Die vollen Lippen zu einem kleinen Strich gezogen, begutachtete er sein Spiegelbild und zupfte am Saum seines T-Shirts herum, welches etwas unordentlich unter dem Stoff seiner gelben Latzhose verschwand. Er hatte gelb gewählt an diesem Tag. Weil Gelb seine Lieblingsfarbe war und es ein hoffnungsvolles Gefühl in ihm hervorrief. Unter den hochgekrepelten Hosenbeinen, lugten zwei verschiedenfarbige, Ringelsocken hervor. Normalerweise lief er am liebsten Barfuß, doch für diesen Tag würde er seine hellbraunen Lederschuhe tragen müssen. Auch wenn diese durch die Sockenbündchen auf der feinen Haut seiner Fesseln kratzten. Doch Henri wollte nicht schon wieder zu empfindlich sein. Vor allem nicht heute. Denn heute würde sein erster Schultag sein.

Der Sommer war wie im Vollrausch vorbeigeflogen und plötzlich war er da gewesen, der frühe Herbst und mit ihm der Tag seiner Einschulung.

Auf dem Weg zur Schule, ließ Henri den Blick in den Himmel schweifen und beobachtete die Vogelschwärme über sich, als wären sie auch auf der Suche nach einer neuen Heimat. Die Schule lag ein gutes Stück außerhalb des kleinen Ortes. Ein Backsteingemauertes Flachdachgebäude, mit einem großen, betonierten Schulhof. Ein grauer Metallzaun umrandete das kleine Grundstück und vereinzelte Bäume warfen längliche Schatten auf den sonst etwas trostlos wirkenden Ort. Über der Eingangstreppe hing ein vom Wind verzogenes Banner mit der Aufschrift: *WILLKOMMEN, ERSTKLÄSSLER!*

Die anderen Kinder hatten bunte Schultüten dabei, farblich passend zu ihren blinkenden Einhorn-Schulranzen und Traktor-Sporttaschen. Alle zwei Meter tummelte sich ein besorgtglücklicher Erwachsener, der sein Kind stolz vor den anderen Eltern präsentierte.

Sie stellten sich in drei Reihen auf die Eingangsstufen des Schulgebäudes. Handys blitzten und stolze Kindergesichter lächelten in die Kameras. Am Rand der kleinen Gruppe stand Henri, in seiner abgenutzten Lieblingslatzhose und dem kleinen, braunen Lederrucksack auf den schmalen Schultern. Die Sonnenblume in seiner Hand ließ leicht den Kopf hängen und Henri lächelte brav in die Menge der wuselnden Eltern. Suchend wanderte sein Blick durch die Reihen, eine kleine Hoffnung im Herzen, ein vertrautes Gesicht zu entdecken. Er suchte, obwohl er wusste, dass niemand für ihn da sein würde. Er war alleine den Weg hergelaufen, den Blick mal in den Himmel,

dann wieder auf seine auf dem Gehweg stampfenden Schuhe gerichtet. Die Mama war nicht mitgekommen, doch blieb da eine kleine Hoffnung in ihm zurück, dass es vielleicht ja dennoch einen anderen Menschen in seinem Leben gegeben hatte, der vielleicht an ihn dachte, an diesem Tag. Doch seine Suche blieb vergebens. Er würde nicht kommen. Genau so wie es die Mama mit genervt verdrehten Augen am Frühstückstisch gesagt hatte. Er war fort und würde auch nicht mehr wiederkommen. Auch nicht zur Einschulung seines eigenen Sohnes.

-

„Tschüss Henri“, hörte er die Worte seiner Mutter in sich nachhallen, als stünde er wieder am Morgen vor der weißen Haustüre. „Es werden sicherlich ein paar nette Kinder in deiner Klasse sein“, hatte sie gesagt, während sie Henri aus der Haustür nach draußen geschoben hatte.

„Kannst du nicht doch mitkommen Mama?“, hatte Henri leise gefragt und die Träger seines Ranzens zurechtgezogen. „Nein Henri. Du bist doch schon groß. Dafür brauchst du mich jetzt nun wirklich nicht mehr.“ Und bevor Henri etwas hatte erwidern können, hatte sie bereits begonnen, die Türe zu schließen. Im letzten Moment hatte sie nochmals innegehalten und in Henri war kurz ein kleines Gefühl aufgeflammt. Irgendetwas mit Hoffnung. Doch sie hatte nur beschäftigt geschaut und gesagt: „Ach, und denk dran Henri, heute Mittag nach der Schule zu Oma zu gehen. Ich brauche Ruhe. Du wirst das Wochenende bei ihr verbringen“ Und dann war die Tür ins Schloss gefallen und Henri war da gestanden, mit dem kleinen Ranzen auf dem

Rücken und einem so großen Tag vor sich, dass kein Kind der Welt ihn selbst tragen können.

„Henri! Lächeln nicht vergessen!!“, rief die Schulleiterin vom Fuße der Treppe und holte Henri zurück in den Tumult der Eltern und zurück zu der einsamen Sonnenblume in seiner kleinen Hand. Doch Henri konnte nicht lächeln. Es ging nicht mehr. Da war diese kleine Traurigkeit, die ganz leise von innen hinauf geklettert kam. Und wenn man traurig war, konnte man nicht lächeln. Henri zumindest nicht.

Verloren lies er den Blick über die Menge schweifen, den kleinen Blumenstil in seinen Fingern drehend. Die Bündchen seiner Socken traten plötzlich wieder mehr als präsent in den Vordergrund und die Welt verschwand hinter einer dünnen Wand aus Glas, die alles dumpf zu machen schien. Erschrocken merkte er, wie es hinter seinen Augen bedrohlich zu brennen begann.

Die Stimmen um ihn herum, wurden ihm zu viel und er fühlte sich hilflos, wusste nicht was er tun sollte - als im hinteren Bereich des Schulhofs etwas seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Etwas Buntes, aber vertrautes, rannte mehr schlurfend als rennend in ihren Birkenstocks über den betonierten Schulhof. Silbergraue Locken hüpften unter dem Strohhut umher, welcher mit einer Hand auf dem Kopf gehalten wurde, die andere damit beschäftigt, die hinunterrutschende Strickjacke auf den Schultern zu behalten. Ein wahrlich amüsantes Bild,

wenn man nicht wusste, wer da auf die Menschen zugeeilt kam. Henri stockten die Tränen in den Drüsen und ein stilles Gefühl von Glück durchfloss ihn von oben bis unten. Wer war diese Frau, die immer zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein schien, wenn man sie gerade brauchte. Oma Hellen schlug sich durch die Menge der klatschenden Eltern, ein gelegentliches „Entschuldigung“ oder „dürfte ich mal“ murmelnd. Henri stand wie erstarrt da, die zur Hilfe eilende Oma Hellen im Blick. Alles ging so schnell, dass es sich nur wie ein kleiner Augenblick Leben anfühlte.

Die Blicke der empörten Eltern ignorierend, stapfte sie die Treppen hinauf, den Morgenrock hochgerafft, um die anderen Kinder herum, zu Henri an den Rand der Gruppe. Ihre warmen Hände legten sich um seine Schultern und mit der Schwere ihrer Hände, schlich sich die Traurigkeit auf leisen Fußsohlen hinfort. Trotzdem liefen ihm nun doch die Tränen die Wangen hinab. Doch dieses mal waren es kleine Tränen der Erleichterung. Leichtere als die der Traurigkeit.

Entgegen der Anweisungen blieb Oma Hellen hinter Henri stehen und verewigte sich für ihren kleinen Menschen nur allzu gerne auf allerlei Einschulungsfotos.

Als die Truppe der Erstklässler ins Klassenzimmer aufbrach, legte Oma Hellen Henri eine Banane und einen kleinen Rosenquarz in die Hand und drückte ihn kurz aber kräftig an sich. „Das ist ein Schutzstein,“ sagte sie schließlich leise in sein Ohr. „Er erinnert dich daran, dass du schon alles in dir hast, was es braucht - und du vor nichts Angst haben musst.“

Dann war sie auch schon weg und Henri wurde vom Sog der ins Klassenzimmer strömenden Kinder mitgezogen.

Der Heimweg kam Henri an diesem Tag unendlich lang und mühsam vor. Der Asphalt klebte warm an seinen Schuhsohlen und das Summen der Welt hing noch in seinen Ohren. Ein seltsames Gefühl umgab ihn. Als wäre ihm die Welt zu nahe gekommen. Die schrille Pausenglocke, die den ersten Schultag beendet hatte, klang noch immer in ihm nach, als hätte sie sich durch Mark und Bein gefressen. All die Stimmen und Geräusche, die Erwartungen und Gerüche des Tages machten seinen Rucksack schwer, bis ihm die feinen Riemen in die Schultern zu schneiden drohten.

Der Himmel war schwer und blau.

Genau wie Henris Kopf. Er sehnte sich nach Stille. Nach einer weichen Decke, nach einem Ort, an dem nichts mehr laut war.

Mit jedem Schritt schien der Lärm des Tages leiser zu werden, und doch blieb ein dumpfes Dröhnen. Erst als das kleine schiefe Gartentor in Sicht kam, atmete er tiefer.

Das Tor stand offen. Der Geruch von frischem Gras und nasser Erde hing in der Luft und irgendwo hinter dem Zaun summte ein kleines Insekt.

Henri atmete tief durch. Er wusste: Hier durfte alles wieder still werden. Egal wie laut es zuvor gewesen war.

Oma Hellen sah ihn durch das Küchenfenster den Garten entlang kommen, doch blieb still, so wie sie es immer tat, wenn sie spürte, dass es keine Worte mehr, sondern Raum brauchte. Im Flur zog sich Henri die Schuhe aus, langsam - als hinge an jedem Schnürsenkel ein Stück Müdigkeit. Er wusste nicht, ob er zuerst atmen oder

weinen sollte. Müde lief er ins Wohnzimmer und lies sich auf den Teppich vor dem Sofa gleiten. Eine schwere, graue Energie senkte sich neben ihm auf den Boden hinab wie ein unsichtbares Wesen.

In der Küche blieb es still, nur das Knarzen der Kellertreppe verriet, dass Oma Hellen da war.

Es knarzte - Quietsch. Es raschelte - Quietsch. Es knarzte erneut. Sie musste an der Tiefkühltruhe am Schaffen sein.

Henri starnte auf den kreuz und quer gestrickten Flicken-teppich unter seinen Füßen und versenkte seine Finger im rauen Stoff.

Nach einigen Augenblicken kam Oma Hellen die Treppe hinauf gestapft, eine große Packung Eishörnchen im Arm. Das Eis legte sie Mitten auf den Teppich, sodass es bei Nichtverspeisung unaufhaltsam auf diesen hinunter laufen würde. Sie glitt in einen Schneidersitz hinunter und lugte zu Henri, der nur mit abwesendem Blick neben ihr saß.

„Oh“, sagte sie. „Du hast ja einen Nebelbär mitgebracht.“ Und deutete mit der Nasenspitze auf den Platz neben Henri. Da saß er, der Nebelbär, der immer dann kam, wenn alles zu viel war und seinen grauen Nebel über die Wahrnehmung legte. Müde und schwer, als wäre die Last nicht mehr tragbar. Henri hob den Kopf, und ein kleines, erschöpftes Lächeln huschte über sein Gesicht. Der Nebelbär hatte schon den halben Teppich eingenommen und machte sich gerade über das erste Eishörnchen her. Himbeere. Henris Lieblings Sorte... Schnell nahm sich Oma Hellen auch eines aus dem Haufen, bevor sie keines mehr abbekam.

Henri lachte hinüber zu seiner schmunzelnden Oma und fing ihren Blick für einen kleinen Moment ein. Er seufzte tief und versuchte das aufsteigende Grinsen zu unterdrücken... als Oma Hellen plötzlich scharf einatmete.

„Hey! Wenn du nicht aufpasst“, flüsterte sie, „frisst er dir dein ganzes Eis weg. Und dann bleibt dir nur noch die Waffel.“

Da war es zu spät, und Henri konnte sich doch tatsächlich sein Lachen nicht mehr verkneifen. Seine Schultern entspannten sich, sein Atem ging feiner und es war, als würde der Nebel sich etwas lichten. Sie lachten gemeinsam und schleckten ihr Eis. Und ohne das Henri es bemerkte, schllich sich der Nebelbär ganz unbemerkt und leise aus dem gekippten Fenster nach draußen in die Dunkelheit. Er verschwand mit der Schwere des Tages im Rucksack.

Natürlich ohne das Eis.

Zurück blieb nur das Rascheln der Eispapierchen und eine Stille, die sich warm und gehalten anfühlte.

Mit dem Aufhalten der tropfenden Süßrinnse war Henri bald so beschäftigt, dass er gar vergessen hatte, was ihn so erschöpft hatte.

Oma Hellen streckte sich auf dem Teppich aus und schaute an die Zimmerdecke.

„Manchmal“, sagte sie, „muss man gar nichts tun, Henri. Es reicht schon, einfach nur damit zu sein, bis es von selbst geht.“

Henri nickte.

Er wusste nicht, wann genau die Schwere aus ihm gewichen war. Doch es spielte auch keine Rolle mehr. Weil Oma Hellen bei ihm war und das das Schönste war, was es geben konnte.

Oma Hellen lächelte nur. Es brauchte keine weiteren Worte mehr.

Denn heute, da zählte einfach nur das Zusammensein nach dem Sturm, mit dem Eis in der Hand.

*>Henris Geschichte geht weiter - demnächst überall im Buchhandel erhältlich.*

*Du willst keine Updates zur Veröffentlichung mehr verpassen?*

*Dann folg uns doch gerne auf Instagram @lichtsamenverlag oder trage dich über [www.lichtsamen-shop.de](http://www.lichtsamen-shop.de) in den Newsletter ein.*



„Vielleicht sind wir nicht zu empfindlich - vielleicht ist die Welt nur zu grob geworden.“

Henri nimmt das Leben mit jedem Sinn wahr.  
Er hört, was andere überhören und fühlt,  
was die Welt lieber verborgen hält.  
Doch in einer Welt, die selten Zeit hat, still zu sein, lernt er früh, seine Tiefe zu verbergen.  
Erst bei seiner Großmutter darf er wieder atmen.  
Dort, wo Wärme keine Worte braucht und Stille nicht weh tut, beginnt etwas in ihm zu heilen.

Zwischen Verlust und Verbundenheit, zwischen Sehnsucht und den leisen Wundern des Alltags, erkennt Henri, dass gerade das, was ihn von den anderen unterscheidet, in Wahrheit seine größte Stärke ist.

*Ein stiller, bewegender Roman über Hochsensibilität, das Erwachen eines tief fühlenden Kindes und die heilende Kraft, sich selbst treu zu bleiben.*